

**Tom Stoppard: Leopoldstadt**  
**Deutsch von Daniel Kehlmann**

Fassung: Johanna Schall & Tobias Kluge

Premiere: 7.9.2024 im Theater Münster

**Predigt in der Reihe „Theater und Kirche“ am 22.09.24 in der Apostelkirche Münster**

I

Calle hat noch auf der Rückfahrt vom Theater das hebräische Lied gesungen: „Ma nischtana haLajla hase mikol haLejlot?“ - Was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten?

Für Calle unterscheidet sich diese Nacht von allen anderen Nächten dadurch, dass er mit seinen zehn Jahren zum ersten Mal auf einer Premiere der Städtischen Bühnen gegläntzt und Standing Ovationen geerntet hat. Wer kann das schon von sich sagen? Das muss man sich erstmal trauen, vor so vielen Menschen im großen Haus ganz allein ein Lied anzustimmen, noch dazu eines in Hebräisch, einer vollkommen fremden Sprache. Das fröhliche Lied für die Sederfeier am Vorabend des Pessach-Fests passte perfekt zu Calles Hochstimmung.

Woher ich das weiß? Weil die Welt manchmal klein ist. Vor dem Theater trafen wir eine Mitarbeiterin meines Mannes und erfuhren: Ihr Sohn spielt den Jakob in Leopoldstadt. Und Calles größter Moment wird es sein, eben dieses Lied anzustimmen. Und dann kam er, dieser Moment:

„Ma nischtana“ stimmte er an. Das zu fragen ist die feierliche Aufgabe des jüngsten Mitgliedes der Familie. So beginnen die vier Fragen, die fester Teil der Pessach-Haggada sind:

Was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten?

In allen andern Nächten essen wir Gesäuertes und Ungesäuertes, in dieser Nacht nur Ungesäuertes?

In allen andern Nächten essen wir alle Arten von Gemüse, in dieser Nacht nur Bitterkraut?

Und so fort.

So erinnern sich jüdischen Familien am Sedertisch, wie Gott das versklavte und elende Volk Israel befreit hat. Die Alten sagen es den Jungen weiter. Dieses Singen und Erzählen ist keine folkloristische Dekoration des Festessens. Das spüren wir, wenn Jakobs Großmutter Emilia ins Publikum wispert:

*„Es gab eine Zeit, da waren wir Sklaven des Pharaos in Ägypten, aber Gott brachte uns fort mit seiner mächtigen Hand ... Wie schrecklich ist der Gedanke, dass unsere Kinder und unsere Kindeskinde immer noch Sklaven des Pharaos in Ägypten sein könnten. Darum lasst uns nicht sagen: „Wir kennen die Geschichte gut.“ Es bleibt unsere Pflicht, die Geschichte unserer Flucht aus Ägypten immer und immer wieder zu erzählen.“*

Emilia richtet ihre ahnungsvollen Worte nicht nur an ihre Familie. Sie richtet sie eindringlich an alle, die vor ihr sitzen. (Das geschieht übrigens oft. Man merkt: Die Regisseurin Johanna Schall ist Bertolt Brechts Enkelin.) Und wer Ohren hat zu hören, versteht: Das hier ist kein putziges Brauchtum. Das hier sind keine hohlen Phrasen, keine leeren Worte. Hier geht es um das, womit das jüdische Volk der Katastrophe standhält, wieder und wieder. Hier geht es darum, das Leben gegen die Vernichtung zu behaupten. Hier geht es darum zu bestreiten, Unrecht und Unfreiheit seien Schicksal. Hier geht es darum der Verzweiflung zu widerstehen. Kurz: Hier geht es um den Kern dessen, was die Identität des Judentums formt und es hat überleben lassen: Gott brachte uns fort mit seiner mächtigen Hand.

Die Erinnerung an den Exodus. Die Erinnerung an die große Erzählung vom großen Wunder. Die Erinnerung: Gott befreit aus Sklaverei und Tyrannei, aus Gewalt und Unterdrückung - ich meine damit nicht ein Erinnern, wie man sich an auswendig gelernte Gedichte erinnert. Ich meine auch nicht ein Erinnern, wie man ein verstaubtes Fotoalbum aufschlägt und die Bilder mit Patina und Zackenrand anschaut und seufzt: Ist das lange her! Ist ja gar nicht mehr wahr!  
Doch! Es ist noch wahr!

Ich meine ein Er-innern im Wortsinn. Ich hole etwas in mein Inneres. Oder anders gesagt: Eine Vergangenheit wird mir innerlich und ganz gegenwärtig. Eine Geschichte wird meine Geschichte. Dies ist die Art von Erinnerung, die die jüdischen und auch die christlichen Feste leisten sollen, also viel mehr als ein „Denken an“. Sie vergegenwärtigen und bewahrheiten die Geschichte von der großen Befreiung. *Es gab eine Zeit, da waren* - Achtung! - *wir Sklaven des Pharaos in Ägypten, aber Gott brachte uns fort mit seiner mächtigen Hand.* Wir, nicht die damals, nicht die anderen. Ich werde Teil eines Wir. Ich werde selbst Beteiligte und Mitwirkende am Geschehen. Ich bin auch eine von denen, die Sklavin in Ägypten war und daraus befreit ist. Das macht meine Identität aus. Das macht auch meine Hoffnung aus. Das macht mein Weltverständnis aus, mein In-der-Welt-sein.

Es ist ja nicht von ungefähr, dass wir die Urgeschichten des Glaubens nicht nur vorlesen. Wir führen sie auf, wie im Pessach-Ritual oder bei Passions- und Krippenspielen. Du sollst spüren: das ist keine olle Kamelle. Es ist hier und jetzt und du bist Akteur darin. Es

geht um dich. Du bist in deinem Ägypten gemeint. Du bist in deiner Leidensgeschichte gemeint. Du kannst der Engel sein oder den Heiland gebären oder das Kind vor Herodes oder dem Pharao beschützen. Das sind Transzendenzerfahrungen, in denen ich mein alltägliches Erleben, ohnmächtig und unfrei zu sein, überschreite – das heißt ja transzendieren übersetzt – Erfahrungen, in denen sich mir eine andere Dimension der Wirklichkeit auftut.

Was verlieren wir, wenn sie vergessen werden?

*Es ist bleibt unsere Pflicht, die Geschichten von Befreiung und Erlösung, von Ausweglosigkeit und dem Exodus daraus immer wieder zu erzählen, mahnt Emilia.*

Wir, das Publikum, verstehen sofort wie dringlich diese Pflicht ist. Wir wissen, welche Zukunft dieser Familie bevorsteht. Wir hören alles, was sie reden, vom Ende, von Auschwitz her. Wir hören den Merzens zu und wissen immer schon, wie es ausgegangen ist: mit der Euphorie des anbrechenden neuen 20. Jahrhunderts. Mit Theodor Herzls Traum von einem Judenstaat. Mit dem Glauben an die Kraft von Zivilisation und Kultur. Mit Taufe und Assimilation als Weg zur Integration. Und wir wissen: Es ist so schrecklich wahr, was die lebenserfahrene Emilia hier ausspricht. Denkt nicht, es sei vorbei.

Ich sollte mir auf meinen Wissensvorsprung nicht allzu viel einbilden. Emilia sagt das auch mir ins Gesicht, die ich auf die Bühne schaue nach zwei Weltkriegen und Holocaust, nach der Erklärung der Menschenrechte, nach der Gründung des Staates Israel und der EU. Sie sagt es mir, die ich hier und heute meinen könnte: Der Spuk ist nun wirklich endgültig vorbei. Wir sind im 21. Jahrhundert. Das passiert nicht wieder. Wir haben doch gelernt. Das Wissen, das ich in meinem Theatersessel der Familie Merz auf der Bühne voraushabe, ist keines, das mich beruhigen kann. Im Gegenteil. In ihm steckt die beunruhigende Erkenntnis: Auch nach mir werden welche sein, die in Jahrzehnten alles vom Ende aus betrachten und es dann besser wissen werden. Was werden sie wissen? Das liegt auch an mir und daran, wofür ich mich hier und jetzt einsetze. Eines wissen wir jedenfalls seit dem 7. Oktober letzten Jahres schon jetzt genau: Die Kinder und Kindeskinde und Kindeskindekinde der aus Auschwitz Befreiten sind nicht sicher, nirgendwo.

Was wird uns heute Abend die erste Hochrechnung in Brandenburg noch genauer lehren?

Und noch etwas stimmt immer noch, oder schon wieder: „Evian backwards spells naive.“ Sprachlich geht das nur in der Originalsprache des Stücks: Evian rückwärts buchstabiert heißt: naiv.

Das ist 1938 der bitter ironische Kommentar von Emilias Enkelin Nellie zur Flüchtlingskonferenz in Evian. In Evian sollte nicht nur das Mineralwasser sprudeln, sondern die internationale Humanität und Hilfe für die verfolgten Juden. Aber der Wind über dem Genfer See drehte sich bald, weil klar wurde: Es sind eben Juden, die wir aufnehmen sollen. Die sind in unseren Gesellschaften ein Problem. Und es sind nicht nur Juden, es sind arme Juden, weil die Nazis ihnen das Geld abgenommen haben. „Dazusitzen, in diesem wunderbaren Saal, zuzuhören, wie die Vertreter von 32 Staaten nacheinander aufstanden und erklärten, wie furchtbar gern sie eine größere Zahl Flüchtlinge aufnehmen würden und wie schrecklich leid es ihnen tue, dass sie das leider nicht tun könnten, war eine erschütternde Erfahrung.“ Man spürt die Verzweiflung der Berichterstatteerin – es ist Golda Meir: „Ich hatte Lust aufzustehen und sie alle anzuschreien. Wisst ihr denn nicht, dass diese verdammten ‚Zahlen‘ menschliche Wesen sind.“

Ein wahrer und, weil er eigens gesagt werden muss, ein beschämender Satz: Es sind menschliche Wesen. Die Familie Merz damals, die Familie Mohammad heute. Die Erfahrung von Evian war der Impuls für die Genfer Flüchtlingskonvention, die, wenn man die lauten Stimmen aus der Politik heute hört, als völkerrechtlicher Ballast erscheint. Ich sage dies jetzt sehr persönlich. Und ich sage davor, was man ja immer davor sagen muss, um nicht unter Ideologieverdacht gestellt zu werden: nein, man kann die Situationen nicht gleichsetzen, und ja, Zuwanderung bringt Probleme. Jetzt sage ich es aber: Ich hätte auch oft Lust aufzustehen, wenn der Notstand ausgerufen und geredet wird, dass „die Zahlen runtermüssen“. Oder wenn von denen, die hier Schutz vor islamistischen Terroristen und religiösen Fanatikern suchen, geredet wird, als seien sie alle selber welche. Oder wenn diejenigen, die auf Rechten für Geflüchtete bestehen, naiv geschimpft werden. Und ich hätte Lust alle anzuschreien: Wisst ihr nicht, dass diese verdammten „Zahlen“ menschliche Wesen sind, die von ihren Eltern geliebt werden und ihre Familie vermissen, die froh sind, wenn sie nachts ohne Angst schlafen können, die verrückt werden, wenn sie Zahnschmerzen oder Heimweh haben, die gerne ihre Feste feiern und ihr Lieblingsessen kochen, die eine Arbeit haben möchten und eine Zukunft für ihre Kinder. Und wenn ihr es nicht wisst, dann macht es euch klar, weil die Sprache der Unmenschlichkeit nicht Halt macht bei „denen“, den Juden, den Geflüchteten. Sie ist gefräßig. Sie kann auch dich und mich irgendwann verschlingen, wenn du und ich zu „denen“ werden.

### **Lied: Ihr Mächtigen, ich will nicht singen eurem tauben Ohr**

*1. Ihr Mächtigen, ich will nicht singen eurem tauben Ohr.*

*Zions Lied hab ich begraben in meinen Wunden groß.*

*Ich halte meine Augen offen, liegt die Stadt auch fern.*

*In die Hand hat Gott versprochen, er führt uns endlich heim.*

*Kehrvers:*

*In deinen Toren werd' ich stehen, du freie Stadt Jerusalem,  
in deinen Toren kann ich atmen, erwacht mein Lied.*

*In deinen Toren werd' ich stehen, du freie Stadt Jerusalem,  
in deinen Toren kann ich atmen, erwacht mein Lied.*

*2. Die Mauern sind aus schweren Steinen, Kerker, die gesprengt,  
von den Grenzen, von den Gräbern, aus der Last der Welt.*

*Die Tore sind aus reinen Perlen, Tränen, die gezählt.*

*Gott wusch sie aus ihren Augen, dass wir nun fröhlich sind.*

*Kehrvers ...*

*3. Die Brunnen, wie sie überfließen, in den Straßen aus Gold.*

*Durst und Staub der langen Reise: Wer denkt daran zurück.*

*Noch klarer als die Sonnenstrahlen ist Gottes Angesicht.*

*Seine Wohnung bei den Menschen: mitten unter uns.*

*Kehrvers ...*

## II

Solche inbrünstige Sehnsucht nach Jerusalem geht der Familie Merz an der vorletzten Jahrhundertwende ab. „Das hier ist das Gelobte Land, und nicht weil es irgendein Fleck auf der Karte wäre, wo meine Vorfahren herkommen. Wir sind jetzt Österreicher“, sagt Hermann, ans Publikum gewandt.

Das ist das Wunderbare an Tom Stoppards Stück und Johanna Schalls Inszenierung: Die Familie Merz ist voll normal. Die Kinder machen Blödsinn und streiten sich. Die Erwachsenen genauso. Der eine ist ein versponnenes Zahlengenie, der zweite ein ehrgeiziger Geschäftsmann, ein anderer glühender Marxist. Die eine ist religiös, die andere kennt die Traditionen nicht mehr, die dritte ist hin und hergerissen. Sie sind lustig und streitlustig, untreu und treu, christlich und jüdisch, gläubig und nichtgläubig. Es gibt in „Leopoldstadt“ viel zu lachen. Und so gehört es sich auch. „Lächeln ist das Erbteil meines Stammes“ schrieb Friedrich Thorberg, der große in Wien geborene Aufzeichner der im Todesrachen versunkenen Wiener Welt. In „Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlandes in Anekdoten“ setzte er ihr ein Denkmal. Unbedingt lesen! Bei Familie Merz, da gibt es Albernheit und Ausgelassenheit, Ironie und Wortwitz. Da gerät die Beschneidung des kleinen Nathan zur mittleren Groteske. Und das nicht, um das spätere Grauen umso grauenhafter zu machen. Nein, es ist einfach so: Juden machen dumme Witze. Jüdinnen ziehen ihre Religion durch den Kakao. Sie sind nicht vor

allem die traurigen Opferlämmer und KZ-Häftlinge. In Wien haben sie 10 Prozent der Bevölkerung ausgemacht und 50 Prozent der Intellektuellen und Künstler.

Aber damit kommen sie nicht durch: *„Ein Jude kann ein großer Komponist sein. Die ganze Stadt kann ihn feiern. Aber er kann nicht kein Jude sein.“* wispern der Chor der Stimmen. Und Emilia stellt fest: *„Einst haben sie uns gehasst, weil wir Christus getötet haben. Jetzt hassen sie uns, weil wir Juden sind.“*

Ja, der biologistische, rassistische Antisemitismus hat den christlichen Judenhass umgeformt, aber er ist nicht aus der Kirche ausgewandert. 1939 gründeten elf deutsche Landeskirchen in Eisenach das so genannte Entjudungsinstitut. 1940 gab dieses Institut eine „entjudete“ Bibel heraus. Aus der Weihnachtsgeschichte nach Lukas strich man die Sätze, wonach Josef aus der „Stadt Davids“, Bethlehem, kam und aus „dem Hause und Geschlechte Davids“ stammte. Auch die Beschneidung Jesu wurde gestrichen. 1942 kam ein „entjudetes“ Gesangbuch heraus mit dem Titel „Großer Gott wir loben dich“. Darin wurde aus der Zeile „Heilig, Herr Gott Zebaoth“ „Heilig, heilig, Herre Gott“. Aus „lobe mit Abrahams Samen“ aus dem Lied „Lobe den Herren“ wurde „stimme mit Freude zusammen“. Und so weiter und so weiter. 1943, als die Krematorien in den KZ in Osteuropa schon rauchten, schrieb der Neutestamentler und wissenschaftliche Leiter des Instituts Walter Grundmann: „Im großdeutschen Schicksalskampf, der ein Kampf gegen das Weltjudentum ... ist, gibt die Arbeit des Instituts an ihrem Platze das Rüstzeug zur Überwindung aller religiösen Überfremdung im Innern des Reiches an die Hand und dient dem Glauben des Reiches. So stellt sie ein Stück des Kriegseinsatzes der deutschen Religionswissenschaft dar.“ Die Eisenacher Schreibtischtäter wollten auch gern etwas mittöten, zumindest verbal. (aus <https://zeitzeichen.net/index.php/node/7848>)

Dieser Wahnwitz kam nicht aus dem Nichts. Die Grundlagen waren gelegt und wirken bis in die heutige Theologie und Predigt: Wo immer, das Alte Testament als das Buch vom grausamen und das Neue als das Buch vom gütigen Gott behauptet wird. Wo immer „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ zitiert wird (ein Gebot bei Strafe und Schadenersatz Angemessenheit zu wahren, das nachweislich nie wörtlich praktiziert wurde), um dem jüdischen Glauben Freude an Rache und Vergeltung nachzuweisen. Wo immer Christus und seine Botschaft als Ersetzung, Relativierung, Überbietung oder endgültige Erfüllung der Tora und der Propheten gesehen wird. Wo immer das Jüdischsein Jesu ausgeblendet und er zum ersten Christen stilisiert wird. Es ist jetzt zehn Jahre her, dass der Berliner Professor für Systematische Theologie Notger Slenzcka dafür argumentierte, das Alte Testament aus der christlichen Bibel zu streichen. Es sei halt das Buch der Juden und man solle es ihnen lassen. Letzteres ist nicht falsch. Wir Christen dürfen es ihnen nicht wegnehmen, wenn wir es als unsere Heilige Schrift lesen.

Dazu gehört freilich zu begreifen: Die Tora und die Propheten sind nicht eine Schwundstufe der Wahrheit, sind nicht die vorläufige oder die halbe Wahrheit. Der Alttestamentler Frank Crüsemann nennt das Alte Testament plastisch den „Wahrheitsraum“ des neuen und meint damit: „(Das) Neue Testament und seine Rede von Christus (ist) nur wahr, (kann) nur wahr sein, wenn auch das Alte Testament und seine Rede von Gott und Israel wahr ist und wahr bleibt.“

### **Lied: Wer Gottes Wort hört und lebt danach**

*1. Wer Gottes Wort hört und lebt danach,  
wird wachsen wie ein Baum.*

*Wer Gottes Wort hört und lebt danach,  
wird wachsen wie ein Baum*

*Geborgenheit schenkt sein Blätterdach und standhaft trotz er jedem Sturm,  
seine Nahrung er aus tiefen Wurzeln zieht.*

*Geborgenheit schenkt sein Blätterdach und standhaft trotz er jedem Sturm,  
seine Nahrung er aus tiefen Wurzeln zieht.*

*2. Wer Gottes Wort liest und stärkt sich daran,  
wird tragen wie ein Fels.*

*Wer Gottes Wort liest und stärkt sich daran,  
wird tragen wie ein Fels.*

*Gelassenheit gibt sein fester Grund,  
wider steht bei Ebbe wie bei Flut,  
seine Kräfte kommen her aus alter Zeit.*

*Gelassenheit gibt sein fester Grund,  
wider steht bei Ebbe wie bei Flut,  
seine Kräfte kommen her aus alter Zeit.*

*3. Wer Gottes Wort kennt und steht dazu,  
wird hell sein wie ein Licht.*

*Wer Gottes Wort kennt und steht dazu,  
wird hell sein wie ein Licht.*

*Gerechtigkeit sucht sein scharfer Blick,  
gibt Signale in der Dämmerung,  
seine Weite reicht bis an den Horizont.*

*Gerechtigkeit sucht sein scharfer Blick,  
gibt Signale in der Dämmerung,  
seine Weite reicht bis an den Horizont.*

### III

Kennen Sie den?

Sitzen zwei Juden im Kaffeehaus in Wien.

Sagt der eine schwermütig: „Mosche ist doch ein ganz großes Rindviech gewesen!“

„Um Himmels willen! Wie sprichst du von unserem großen Propheten! Er hat uns doch aus Ägypten herausgeführt!“

„Eben deshalb! Hätt er uns nicht rausgeführt, hätt ich jetzt einen englischen Pass.“

Unter dem Titel „Plötzlich jüdisch“ erinnert sich Tom Stoppard, wie er rausgeführt wurde aus seinem Ägypten und an einen englischen Pass kam, nämlich durch die Flucht und Heirat seiner verwitweten Mutter: „Mein Stiefvater Major Kenneth Stoppard glaubte, dass man als Engländer den Hauptgewinn in der Lotterie des Lebens gezogen hätte. „Verstehst Du nicht“, warf er mir einmal vor, als ich als Neun-Jähriger naiverweise von meinem „echten Vater“ sprach, „verstehst Du nicht, dass ich dich zum Briten gemacht habe?“

Es gab keine Spuren in seinem Leben von diesem leiblichen Vater. Bis er unerwartet eine fand. Tom Stoppard erzählt von einer Begegnung mit Zaria, einer alten Dame, die als kleines Mädchen von Dr. Straussler, Tom Stoppards leiblichem Vater, behandelt wurde: „Als Zaria klein war, schnitt sie sich einmal die Hand an einer Glass-Scheibe. Dr. Straussler nähte die Wunde. Zaria zeigt mir ihre Hand, an der die Narbe immer noch zu sehen ist. Ich berühre sie. In diesem Moment werde ich von Trauer überrascht, eine Art Stellvertreter all jener Trauer, die ich schuldig bin. Ich besitze nichts von meinem Vater, nichts, das ihm gehört oder das er berührte hat, aber hier ist plötzlich eine Spur von ihm, eine kleine Narbe.“

Wer die Premiere gesehen hat, kennt die Szene. Da ist es Tom Stoppards alter Ego Leo Chamberlain, der beim Anblick so einer Narbe an seiner Hand die Erinnerung wiedergewinnt. Es ist die dramatische Schlusszene, in der Leo im Jahr 1955 seinen zwei übriggebliebenen Verwandten Nathan und Rosa wiederbegegnet. Es ist ganz und gar keine harmonische Begegnung, keine, in der die Wiedersehensfreude regiert. Die drei stehen da vor uns, jeder für sich und weit voneinander entfernt, haben kaum Blicke füreinander und können unter der Last der Erinnerung nur schwer zueinanderfinden. Sie machen einander und sich selbst heftige Vorwürfe, sind geplagt von Trauer, Zorn und Gewissensbissen.

Die Erinnerung an ein Fadenspiel bringt sie schließlich mehr zusammen, ein Spiel, das Ludwig, der versponnene Mathematiker in der Familie, ihnen einst beibrachte. Und zwar an jenem traumatischen Tag, als der Nazi-Mann wütete und sie ins Ghetto vertrieben

wurden. Da zeigte Ludwig den Kindern das Spiel, um sie zu beruhigen. Cat's cradle, heißt es auf Englisch. Manche hier kennen es als „Schweinchen auf der Leiter“.

Ludwig hatte damals drei Knoten in den Faden gemacht. Drei Knoten damals. Drei Überlebende heute, durch deren Biografien ein Faden läuft, der sie miteinander verbindet, auch wenn das Schicksal sie auseinandergetrieben hat. Für Ludwig ist das Fadenspiel mehr als ein Spiel. Es ist ein Sinnbild für die transzendente Ordnung dessen, was wie sinnloser Zufall aussieht:

*Wenn du nicht wüsstest, dass sie Teil eines Fadens sind, würden die Knoten scheinbar ohne Sinn und Verstand ihre Adressen ändern. Und wenn ich dir die Adressen aufschreiben würde, wie könntest du die Regel finden, nach der eine Dreier-Zahlenkonstellation zu einer anderen wird? Da könntest du ebenso gut nach der Regel suchen, nach der eine Fliege sich in diese oder eine andere Richtung bewegt. Aber zufällig wissen wir sehr wohl, genau wie Gott, dass sich alles aus unserem Fadenspiel entwickelt hat. Jeder Zustand leitet sich aus dem vorherigen ab. Also folgt das Ganze einer Ordnung. Einer mathematischen Ordnung! Aber wie finden wir sie?*

Wie finden wir sie, die Ordnung, das Göttliche, die Hoffnung angesichts der absoluten Sinnlosigkeit? Angesichts von Auschwitz und Srebrenica. Angesichts von Budscha und Be'eri, von Gaza und anderen Grauensorten?

Ist es getan damit, dass die Täter aufgespürt und im besten Fall verurteilt werden.

Ist es getan damit, dass Gedenkstätten errichtet, Curricula geschrieben und Gedenktage eingerichtet werden?

Ist es getan mit Wiedergutmachungsleistungen?

Das ist das Menschenmögliche. Es muss getan werden. Aber schon das Wort „Wiedergutmachung“ beschreibt die Unmöglichkeiten des Menschenmöglichen. Muss es nicht mehr geben als das Menschenmögliche, wenn das Unmenschliche eine menschliche Möglichkeit ist? Noch einmal Frank Crüsemann: „Muss es nicht um eine Gerechtigkeit gehen, die weit über solches Menschenmögliche hinausreicht? Für nichts weniger als das brauchen wir (...) so etwas wie „Gott“. Nicht einen Gott, der alles so herrlich regieret und die Fäden in der Geschichte zieht. Einen Gott vielmehr, der das Blut Abels, das zum Himmel schreit, nicht unerhört lässt. Wir brauchen ihn als Widerspruch, der den Totschlägern nicht das letzte Wort lässt.

Die Bibel in ihren beiden Testamenten ist die Erzählung von diesem Gott, der auf der Seite der Totgeschlagenen und Gekreuzigten ist, und von dem Glauben, dass er sie in Ewigkeit nicht vergisst und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lässt. Es ist deshalb unsere Pflicht, immer und immer wieder von ihm zu erzählen.

„Ma nischtana haLajla hase mikol haLejlot?“

Ich wünsche Calle deshalb, dass er nie die Freude an diesem Lied verliert. Dass er es lebenslang in sich trägt als einen Schatz.